

Carola Lentz

Erinnerungsräume öffnen, Erinnerungsgemeinschaften verbinden

Der Umgang mit kolonialem Erbe als Herausforderung für das Goethe-Institut

Colonialism as shared history. Past, present, future: Unter diesem Titel richtete das Auswärtige Amt im Oktober 2020 unter Federführung der Historikerinnen Bettina Brockmeyer, Rebekka Habermas und Ulrike Lindner eine digitale Tagung zum Umgang mit der kolonialen Vergangenheit aus. Die Konferenz sollte nicht zuletzt dem Koalitionsvertrag von 2018 Rechnung tragen, der erstmals – einhundert Jahre nach dem Ende der deutschen Kolonialherrschaft – die »Aufarbeitung der deutschen Kolonialgeschichte« explizit als Teil des »demokratischen Grundkonsenses« der Bundesrepublik Deutschland aufführte. In ihrer fulminanten Eröffnungsrede skizzierte die kenianische Autorin Yvonne Adhiambo Owuor ein düsteres Bild des kolonialen »Horrors«, von der Ausraubung Afrikas bis hin zum Genozid. Vor allem aber attackierte sie das Leitmotiv der Konferenz. Erfahrungen und Perspektiven der Kolonisierer und Kolonisierten seien zu disparat, um von einer »geteilten Geschichte« sprechen zu können. Die Organisatorinnen erwiderten, dass sie mit dem Konferenztitel lediglich zur gemeinsamen Reflektion hatten einladen wollen und weniger eine »gemeinsame« als vielmehr eine konfliktreich »verflochtene« Geschichte im Sinn hatten. Doch nicht nur Owuor, auch andere Konferenzteilnehmer wiederholten ihre Kritik, das Konzept würde die schmerzvollen Erfahrungen der Kolonisierten übergehen und vorschnell Versöhnung suggerieren, wo die Anerkennung der historischen Verantwortung, Reparation und Restitution noch nicht geleistet seien.

Viele Panel- und Diskussionsbeiträge auf dieser Tagung zeichneten ein geradezu manichäisches Bild des Kolonialismus, mit europäischen Tätern auf der einen und afrikanischen Opfern auf der anderen Seite. Dieses Bild haben europäische und afrikanische Historiker und Ethnologinnen in den letzten zwei, drei Jahrzehnten durch nuancenreiche Forschung zur Kolonialgeschichte revidiert. Doch was

sich auf der Tagung und anderen rezenten öffentlichen Diskussionen zur kolonialen Vergangenheit zeigt: Wissenschaftliche und politische Perspektiven auf das Thema differieren; die Forschung zur Kolonialgeschichte ist nicht ohne weiteres kompatibel mit Erinnerungspolitik, bei denen es immer auch um Selbstverortung, Selbstvergewisserung und Gemeinschaftsbildung geht.

Kolonialismusforschung und Erinnerungspolitik

Forschung und Erinnerungspolitik folgen unterschiedlichen zeitlichen Dynamiken. Kolonialgeschichtsforschung gab es in der DDR und, in geringerem Umfang, in der BRD seit den 1960er Jahren; seit den 1990er Jahren sind – auch in Auseinandersetzung mit den anglophonen *Postcolonial Studies* – zahlreiche differenzierte Studien zum deutschen und europäischen Kolonialismus in unterschiedlichen Regionen Afrikas (und anderen Weltregionen), zu afrikanischen Antworten auf koloniale Zumutungen und zum postkolonialen Erbe entstanden.¹ Doch konnten die Wissenschaftler und Forscherinnen nur wenig Aufmerksamkeit für ihre Erkenntnisse in der deutschen Öffentlichkeit erlangen, geschweige denn das Thema Kolonialismus breiter in den Medien und der politischen Welt verankern. Dort war die Erinnerungspolitik in Bezug auf den Holocaust das dominante Thema, nicht Deutschlands koloniale Vergangenheit. Das Ende des Kalten Kriegs und die Wiedervereinigung ermöglichten einen neuen erinnerungspolitischen Raum.

Doch auch in seiner Rede zur »Aktion Afrika« im Frühjahr 2008 beim Afrika-Festival in Würzburg sprach der damalige Außenminister Frank-Walter Steinmeier viel von kultureller Zusammenarbeit mit Afrika, aber noch nicht vom Kolonialismus und seinen Folgen. Erst die vehemente Kritik am Umgang des Humboldt-Forums mit Deutschlands Kolonialvergangenheit und insbesondere mit Sammlungsgut aus kolonialen Kontexten, die postkoloniale Aktivisten der Initiative *No Humboldt 21* seit 2013 formulierten, brachte Vieles in Bewegung. Auch Bénédicte Savoys öffentlichkeitswirksamer Austritt aus dem

¹ Brandstetter, Anna-Maria: Kolonialismus. Wider die vereinfachenden Dichotomien, in: *Geschichte in Afrika. Einführung in Probleme und Debatten*, hrsg. von Jan-Georg Deutsch und Albert Wirz, Berlin 1997, S. 75–105; Cooper, Frederik: Conflict and Connection. Rethinking African colonial history, in: *American Historical Review*, Jg. 99 (5), 1994, S. 1516–1545.

Kuratorium des Forums im Jahr 2017 sorgte für Furore. Seither ist das Thema Kolonialismus endgültig im bundesrepublikanischen politischen und medialen Raum angekommen.

Das neue öffentliche Interesse am kolonialen Erbe impliziert allerdings nicht zwingend mehr Aufmerksamkeit für die wissenschaftlichen Erkenntnisse über die komplexen geschichtlichen Dynamiken verschiedener Kolonialismen. Die erinnerungspolitische Debatten prägende Kritik an kolonialer Gewalt und die Empathie für ihre afrikanischen Opfer hat oft ein eurozentrisches Bias, das die Forschung seit Längerem zu überwinden versucht hat. Kosmopolitische afrikanische Stimmen wie die von Yvonne Owuor oder der nigerianischen Schriftstellerin Adichie Chimamanda Ngozi bei der Eröffnung des Humboldt-Forums finden zwar in Deutschland inzwischen durchaus Gehör. Doch gerät dabei die große Bandbreite afrikanischer Erinnerungen an und lokaler Antworten auf die regional und in verschiedenen Phasen durchaus unterschiedlichen Kolonialregime leicht aus dem Blick. Es ist vielleicht kein Zufall, dass hier eher afrikanische Schriftstellerinnen als Wissenschaftler zum Thema der Kolonialität zu Wort kommen.

Für die Arbeit an einer gemeinsamen Zukunft und einer gerechteren Welt ist es notwendig, die Debatten zu öffnen. Es gilt, die Vielfalt von Erfahrungen mit dem Kolonialismus zu Wort kommen zu lassen, ohne deshalb durch den Kolonialismus verursachtes Leid zu relativieren. Zwei Wege scheinen mir hier sinnvoll: Zum einen kann mehr Austausch zwischen afrikanischen oder europäischen Wissenschaftlern und erinnerungspolitischen Akteuren (Politikern, Künstlerinnen oder zivilgesellschaftliche Aktivisten) neue Perspektiven ermöglichen; zum anderen wäre die stärkere Vernetzung der verschiedenen Erinnerungsgemeinschaften untereinander – in Afrika selbst, in Deutschland und Europa sowie zwischen den Kontinenten – ein wichtiger Schritt in Richtung auf eine »geteilte« Geschichte. Dieser Vernetzung widmet sich das Goethe-Institut seit einigen Jahren. Und hier sehe ich auch eine fruchtbare Perspektive für meine eigene Arbeit. Nach über dreißig Jahren ethnologischer und historischer Forschung in Westafrika – auch zum Thema Kolonialismus und staatliche ebenso wie familiäre Erinnerungspraktiken – habe ich mit der Präsidentschaft im Goethe-Institut ein kulturpolitisches Amt übernommen. In meine Arbeit als Präsidentin auch meine Erkenntnisse als Wissenschaftlerin einfließen zu lassen und die Arbeit des Goethe-Instituts auf dem Feld der Erinnerungspolitik konstruktiv zu begleiten, ist mir ein wichtiges Anliegen.

Soziale Dynamiken der Erinnerung

Aus der Forschung zu sozialen Dynamiken der Erinnerung wissen wir, dass die Art und Weise, wie Menschen sich an die Vergangenheit erinnern, durch die Herausforderungen der Gegenwart und Vorstellungen einer wünschenswerten Zukunft geprägt sind. Erinnerung wird, wie schon Maurice Halbwachs gezeigt hat,² von kollektiven Erfahrungen strukturiert und dient nicht zuletzt der Herstellung oder Stabilisierung von Gruppenidentitäten. Dabei verändern sich die Vergangenheitskonstruktionen im Lauf der Zeit, etwa mit neuen Herausforderungen oder in neuen Gruppenkonstellationen. Außerdem existieren in modernen Gesellschaften verschiedene Erinnerungsgemeinschaften nebeneinander; sie können sich wechselseitig ignorieren, miteinander verbünden oder um Aufmerksamkeit konkurrieren. Im politischen Raum setzen staatliche Instanzen bestimmte Erinnerungsinhalte und -praktiken als Ressource ein, um nationale Zugehörigkeiten zu untermauern oder die eigene Regierung zu legitimieren. Um öffentliche Anerkennung ringende Gruppen oder Regimekritiker mobilisieren ihrerseits alternative Erinnerungen, um die Rechtmäßigkeit ihrer Anliegen zu begründen.

Wendet man diese Erkenntnisse auf den erinnerungspolitischen Umgang mit dem Kolonialismus an, werden die großen Herausforderungen sichtbar, vor denen wir stehen. Schon die Frage, wie in einem durch Dekolonisierung unabhängig gewordenen Staat die Nation verbindende Erinnerungen erarbeitet werden können, ist heikel, weil verschiedene Bevölkerungsgruppen durchaus unterschiedliche Erfahrungen mit dem Kolonialregime gemacht haben – von Widerstand über Ausweichen bis hin zu Kollaboration.³ Die Herausforderungen werden noch größer, sobald es um Aufarbeitung und Erinnerungen gehen soll, die die ehemaligen Kolonialmächte und die kolonisierten Gesellschaften verbinden könnten. Hier wird immer problematisch sein: Wer erinnert was, in wessen Namen, über wen, und wer spricht zu wem? Dazu kommt, dass es für die frühen, oft besonders gewaltvollen Phasen des europäischen Kolonialregimes in Afrika inzwischen keine noch lebenden Zeitzeugen mehr gibt. Wie Jan und Aleida Assmann gezeigt haben,⁴

² Halbwachs, Maurice: *Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen*, Frankfurt am Main 1985 (zuerst frz. 1925).

³ Lentz, Carola / Lowe, David: *Remembering Independence*, London 2018.

⁴ Assmann, Jan: *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*, München 1992; Assmann, Aleida: *Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses*, München 1999.

wird mit zunehmender zeitlicher Distanz zum erinnerten Geschehen das vielstimmige kommunikative Gedächtnis durch ein kulturelles Gedächtnis überformt, das durch Erinnerungsmedien wie Romane und Schulbücher, Filme, Museen oder Denkmäler strukturiert ist.⁵ Auch das kulturelle Gedächtnis kann facettenreich, widersprüchlich und vielstimmig sein, aber es unterliegt stärker kollektiven Dynamiken und scheint weniger fluide und formbar als das an individuelle Erfahrungen zurückgebundene kommunikative Gedächtnis.

Das Goethe-Institut nun kann dazu ermutigen, kommunikative Verbindungen zwischen sich tendenziell abschottenden Erinnerungsgemeinschaften zu stiften. Mit einem solchen Ansatz arbeitet das Goethe-Institut zur Thematik des Holocaust schon länger. Der Kolonialismus als erinnerungspolitisches Feld ist seit gut zehn Jahren systematischer in den Blick gerückt. Sechs der heute fünfzehn Goethe-Institute in Subsahara-Afrika wurden in den frühen 1960er Jahren gegründet, unmittelbar nach der Erlangung der Unabhängigkeit. Doch wurde das koloniale Erbe damals kaum thematisiert; die internationale Kulturpolitik stand vielmehr ganz im Zeichen des Kalten Kriegs und der Systemkonkurrenz. Allerdings griffen einzelne afrikanische Goethe-Institute später das Thema Kolonialgeschichte anlässlich lokaler historischer Wegmarken und Ereignisse durchaus auf. So gab es etwa in Südafrika in den 2000er Jahren Projekte zur Apartheid; in Tansania wurde der Maji-Maji-Krieg Gegenstand eines kollaborativen Theaterprojekts. Seit 2010 setzte dann eine bis heute andauernde multilaterale, mehrere Länder umspannende und programmatische Auseinandersetzung mit dem Kolonialismus ein. Interessanterweise kamen die Impulse dazu aus den Goethe-Instituten in Afrika, ehe das Thema in Deutschland politisch auf die Agenda gesetzt wurde.

Transnationale Verständigungen über Kolonialismus

Drei Beispiele dieser Arbeit des Goethe-Instituts möchte ich im Folgenden kurz skizzieren: das Projekt *Burden of Memory: Considering German Colonial History in Africa*, das verschiedene afrikanische Erinnerungsakteure miteinander vernetzte; das Projekt »Alles vergeht, außer der Vergangenheit«, in dem sich verschiedene europäische Akteure zur Aufarbeitung der Kolonialgeschichte austauschten; und schließlich

⁵ Vgl. Erl, Astrid: *Kollektives Gedächtnis und Erinnerungskulturen*, Stuttgart 2005.

ein bilaterales afrikanisch-deutsches Projekt, das von Münchener und togoischen Künstlern und Wissenschaftlern erarbeitete Theaterstück »Wir Schwarzen müssen zusammenhalten«.

Das *Burden of Memory*-Projekt verdankt seinen Namen dem Titel einer Sammlung von Essays von Wole Soyinka zur bisherigen Aufarbeitung von Sklaverei, Kolonialismus und Apartheid im unabhängigen Afrika;⁶ Soyinka fragt hier, ob nicht künstlerische Arbeiten über diese gewalttätige, leidvolle Vergangenheit eine Saat der Versöhnung und Heilung ausbringen könnten. Das Projekt des Goethe-Instituts begann 2018 mit einer umfassenden Bestandsaufnahme der kulturellen Produktionen zu den Spuren und Folgen der deutschen Kolonialherrschaft in sechs afrikanischen Ländern – Namibia, Burundi, Ruanda, Tansania, Kamerun und Togo. Schon bei diesem Survey, den jeweils lokale Kulturschaffende erarbeiteten, trat zutage, dass sich die Perspektiven auf die deutsche Kolonialzeit von Land zu Land deutlich unterschieden. Ich war noch nicht im Amt und folglich auch nicht bei der einwöchigen Kulturwoche in Yaoundé im November 2019 zugegen, während der über einhundert Künstlerinnen und Intellektuelle aus diesen sechs Ländern ihre Arbeiten vorstellten und sich in verschiedenen Diskussionsrunden über die koloniale Vergangenheit austauschten. Die Presseberichte und Schilderungen von Beteiligten vermitteln einen Eindruck von der Intensität, mit der die afrikanischen Erinnerungsakteure sich hier gegenseitig befragten.

Die Teilnehmer ausgewählt und das Programm zusammengestellt hatten drei Kuratorinnen aus Kamerun, Südafrika und Kenia, darunter Princess Marilyn Douala Manga Bell, die Gründerin des *Doual'art Contemporary Art Centre*, deren Verdienste um die Förderung junger kamerunischer Künstler und um den gesellschaftlichen Dialog über die Auswirkungen des Kolonialismus mit der Goethe-Medaille 2021 ausgezeichnet wurden. Ganz bewusst hatten die Kuratorinnen keine deutschen oder anderen europäischen Sprecher auf die Bühne geben; die afrikanischen Erinnerungen und künstlerischen Positionen sollten im Mittelpunkt der Veranstaltung stehen; der Generalsekretär des Goethe-Instituts und andere deutsche Teilnehmer, vor allem Journalisten, hatten die Rolle von aufmerksamen Zuhörern. Als einige afrikanische Debattierende kritisch fragten, ob sich die Deutschen hier nicht aus der Verantwortung stehlen würden, verwies der gastgebende Institutsleiter darauf, dass es den Kuratorinnen zunächst um die inner-

⁶ Soyinka, Wole: *The Burden of Memory, the Muse of Forgiveness*, New York NY 1999.

afrikanische Vernetzung ging. Und genau dieser Ansatz scheint für alle Beteiligten fruchtbare und teilweise auch überraschende Erkenntnisse ermöglicht zu haben – etwa wie unterschiedlich in Namibia des Genozids und in Tansania des Maji-Maji-Kriegs gedacht wird und wie sehr sich diese beiden Erinnerungskulturen wiederum von den partiell nostalgischen Geschichten über die deutschen Kolonialregime in Togo und in Kamerun unterscheiden. Die künstlerischen und intellektuellen Perspektiven auf die koloniale Vergangenheit jenseits der eigenen Erinnerungsgemeinschaft kennengelernt zu haben, kann die künftige Erinnerungsarbeit in den jeweiligen Ländern verändern.

Das Projekt *Alles vergeht, außer der Vergangenheit*, eine vom Goethe-Institut Brüssel 2018 organisierte Serie von Workshops und Netzwerktreffen, brachte Expertinnen aus Belgien, Spanien, Frankreich, Portugal und Italien zum Thema des Umgangs mit dem kolonialen Erbe zusammen. Auch dieser Projektname geht auf einen Buchtitel zurück, eine Studie des belgischen Soziologen Luc Huyse, der seine Forschungsergebnisse zur *Transitional Justice* im Nachkriegseuropa, im postkommunistischen Ost- und Zentraleuropa und im postkolonialen Afrika diskutiert.⁷ An der vom Goethe-Institut initiierten Veranstaltungsreihe wirkten verschiedene Museen und Kunstzentren in Brüssel, Lissabon, Barcelona, Bordeaux und Turin mit. Es ging um künstlerische und diskursive Perspektiven auf die Frage, wie die koloniale Vergangenheit noch in europäischen Museen, im öffentlichen Raum und in verschiedenen Bildarchiven gegenwärtig ist. Als besonders fruchtbar empfanden die Beteiligten, so formulierten sie es in der digitalen Abschlusskonferenz im Oktober 2020, den Austausch jenseits der gewohnten Konfrontationslinien. Das Kennenlernen der je besonderen Herausforderungen in unterschiedlichen europäischen Ländern im Umgang mit dem Erbe aus ihren früheren Kolonien öffnete den Blick für neue Möglichkeiten der Erinnerungsarbeit. An dieser Konferenz konnte ich teilnehmen und fand besonders die Berichte über die Auseinandersetzung junger italienischer Kuratorinnen mit der nostalgischen Verklärung oder Heroisierung der kolonialen Vergangenheit, die noch unter vielen Politikern und älteren Museumsakteuren vorzuherrschen scheint, aufschlussreich. Auch die Diskussion zwischen einem Mitglied von *Berlin Postkolonial* und einer in Spanien arbeitenden peruanischen Künstlerin über den Sturz kolonialer Monumente und die Frage, welche anderen, auf Befreiung zielenden Formen der Erinnerung im öffentlichen Raum

⁷ Huyse, Luc: *Alles gaat voorbij, behalve het verleden*, Amsterdam 2006.

möglich wären, bot Stoff zum Weiterdenken. Einige Anregungen aus diesem europäischen Austausch werden jetzt in einem bilateralen Projekt *ReMapping Memories* aufgenommen, das Spuren des Kolonialismus und antikolonialen Widerstands in den beiden Hafenstädten Hamburg und Lissabon erforscht und mit künstlerischen Performances sichtbar macht.

Das Theaterstück »Wir Schwarzen müssen zusammenhalten – eine Erwiderung«, das im März 2021 als Video-Stream an den Münchener Kammerspielen uraufgeführt wurde, ist eine vom Goethe-Institut unterstützte Koproduktion des deutschen Regisseurs Jan-Christoph Gockel und des togoischen Autors Elemawusi Agbédjidji. Die Inszenierung versteht sich als burlesk-bitterböse Erwiderung auf den fraternalisierenden Kalauer von Franz-Josef Strauß, der 1983 nach Togo reiste und beim Besuch bei Präsident Gnassingbé Eyadema die enge Freundschaft zwischen den Deutschen und speziell der CSU (»wir Schwarzen«) mit den Togoern beschwor. Wie viele Kritiker war auch ich von diesem Theaterstück begeistert, das Film mit Live-Spiel zusammenschneidet und Dokumentarmaterial aus Kolonialarchiven und Zitate aus Zeitungsartikeln mit Science-Fiction-Sequenzen und Marionettenspiel kombiniert. In den eingeblendeten, in Lomé gedrehten Filmsequenzen treten auch verschiedene Interviewpartner mit Erinnerungen und Analysen auf, so etwa der Historiker Kokou Azamede, der die Theaterproduktion wissenschaftlich beraten hat. Der Zuschauer folgt einer togoischen Kosmonautin und Geister- oder besser Ungeist-Jägerin, die ein afrikanischer Funker namens Siegfried Gaba Bismarck herbeiruft, auf ihrer Zeitreise durch die deutsche Kolonialherrschaft in Togo und den Ersten Weltkrieg bis hin zur Hundertjahrfeier der »deutsch-togoischen Freundschaft« im Jahr 1984. Auch die mit Unterstützung von Strauß betriebene Ansiedlung der bayerischen Fleischindustrie in Togo und die deutsch-togoische Bierbrauerei finden Erwähnung. Der positiv verklärten Erinnerung an die deutsche Kolonialzeit, die das Stück zu Beginn noch zitiert, setzt das Spiel später brachiale Zitate über koloniale Gewalt entgegen, unter anderem über Forschungen zu Tropenkrankheiten mit tödlichen Menschenexperimenten. Der Schluss ist dennoch verhalten optimistisch: Die Franz-Josef Strauß repräsentierende Puppe wird immer kleiner, und die Geisterjägerin rät dem Funker, er müsse den kolonialen Ungeist ignorieren, dann verlöre dieser immer mehr an Macht.

Bei der Erarbeitung des Stücks, das scheint mir bemerkenswert, betraten nicht nur die deutschen Künstler Neuland, die zuvor wenig

über die koloniale Vergangenheit Togos wussten, sondern auch der togoische Autor. Die gemeinsame Recherchereise zu kolonialen Originalschauplätzen in Togo und überhaupt die künstlerische Zusammenarbeit habe auch ihn auf neue Weise mit einem wichtigen Kapitel der togoischen Geschichte konfrontiert.⁸

Für eine reflexive und vielstimmige Erinnerung

Mit Blick auf die Konstruktion einer gemeinsamen europäischen Erinnerung forderte Aleida Assmann kürzlich den »Umbau von monologischen in dialogische Gedächtniskonstruktionen« und postulierte: »Ein Konsens über das, was das Projekt Europa und seine Zukunft ausmacht, bleibt so lange schwierig, wie es keine Verständigung oder Anerkennung der gemeinsamen Gewaltgeschichte gibt.«⁹ Dieser Gedanke lässt sich auch auf die Auseinandersetzung mit dem kolonialen Erbe Europas anwenden. Auch hier geht es um eine Erinnerungsarbeit, die Austausch ermöglicht und Erinnerungsgemeinschaften vernetzt, ohne gleich Gemeinsamkeit zu unterstellen. Bei der erwähnten Tagung des Auswärtigen Amtes plädierte auch die Berliner Historikerin Manuela Bauche für eine solche *historically grounded cross-community communication*.¹⁰ Es gelte, so Bauche, die verschiedenen Erfahrungen zu untersuchen, bevor von einer »geteilten Geschichte« gesprochen werden könne.

In diesen Prozess sollten wissenschaftliche Erkenntnisse Eingang finden. Es gilt, auch einer breiteren Öffentlichkeit Wissen über die diversen Kolonialregime und die verschiedenen afrikanischen Strategien im Umgang mit ihnen zu vermitteln. Wenn wir ein nuancierteres Bild über das koloniale Projekt und seine Folgen bis heute gewinnen wollen, müssen wir die Opfer-Täter-Dichotomien verlassen; die kolonialen Gesellschaften hatten durchaus Handlungsspielräume und waren heterogen, mit Akteuren unterschiedlicher Interessen und Chancen im

8 Agbédjidji, Elemawusi: »Wir Schwarzen müssen zusammenhalten.« Eine Erwiderung. Interview von Stephanie Müller, [goethe.de/prj/lat/de, https://www.goethe.de/prj/lat/de/spu/22253101.html](https://www.goethe.de/prj/lat/de/spu/22253101.html).

9 Assmann, Aleida: *Der europäische Traum. Vier Lehren aus der Geschichte*, München 2018, S. 140, 186.

10 Bauche, Manuela: *Bridging Divides? Entangled injustices and German memory politics*, [lisa.gerda-henkel-stiftung.de, https://lisa.gerda-henkel-stiftung.de/sharedhistory_panel3](https://lisa.gerda-henkel-stiftung.de/sharedhistory_panel3), 2020.

Kolonialismus. Dazu kommt die zeitliche Dimension: Es macht einen Unterschied, über welche Phasen der Kolonialregime wir sprechen. Gerade angesichts des Schwindens von Zeitzeugenschaft und der Verfestigung von Topoi des kulturellen Gedächtnisses scheint mir eine »reflexive Erinnerungskultur«, wie Dana Giesecke und Harald Welzer sie in Bezug auf den Holocaust propagiert haben,¹¹ auch für den Umgang mit der kolonialen Vergangenheit notwendig. Wissen über geschichtliche Dynamiken erlaubt die »Entwicklung eines Möglichkeits sinns«, dass Geschichte auch anders hätte gestaltet werden können und dass die Zukunft vom eigenen verantwortlichen Handeln abhängt.¹² Erinnerung solle nicht »museal und identifikatorisch, sondern gegenwärtig, reflexiv und politisch« sein, so Giesecke und Welzer.¹³

Zugleich scheint mir aber auch ein emotional-ästhetischer Zugang zum kolonialen Erbe und seinen gegenwärtigen Folgen wichtig, wie ihn künstlerische Formen der Auseinandersetzung bieten können. In den skizzierten Projekten des Goethe-Instituts spielten solche Zugänge eine zentrale und produktive Rolle, seien es Performances ritueller Heilung wie bei den Arbeiten der Namibierin Trixie Munyama während der Kulturwoche in Yaoundé oder die satirisch-komödiantische Distanzierung von kolonialer Gewalt wie in Gockel und Agbédjidjis Theaterstück zu Togo. In jedem Fall ist es zukunftsweisend, wenn Akteure aus unterschiedlichen Erinnerungsgemeinschaften einander wahrnehmen, sich gegenseitig zuhören und sich austauschen. Nur so kann aus der Anerkennung der Unterschiedlichkeit der Erfahrung und dem Respekt vor Leid und Gewalterfahrungen vielleicht einmal eine »geteilte« Erinnerung werden, die die konfliktreichen Unterschiede nicht negiert, aber doch Wege zur Versöhnung aufzeigt.

11 Giesecke, Dana / Welzer, Harald: *Das Menschenmögliche. Zur Renovierung der deutschen Erinnerungskultur*, Hamburg 2012, S. 97.

12 Ebd., S. 119.

13 Ebd., S. 49.